



Leseprobe aus Kordon, Mit dem Rücken zur Wand,
ISBN 978-3-407-78884-9 © 2002 Gulliver in der
Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-78884-9](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-78884-9)

Berlin 1932. Über vier Millionen Menschen leben in der deutschen Reichshauptstadt. Im Zentrum pulsiert der Verkehr, rattern S- und U-Bahnen, fahren Busse und Straßenbahnen. Hier erscheinen täglich weit über hundert Tageszeitungen, gibt es mehr Theater als irgendwo sonst auf der Welt, reiht sich Geschäft an Geschäft, Warenhaus an Warenhaus, Tanzlokal an Tanzlokal. Von hier aus wird das Deutsche Reich regiert.

In der Stadtmitte und im Westen der Stadt lebt man – im Norden, Osten und Süden kämpft man ums Überleben. Dort stehen die Fabriken und Mietskasernen, wohnen die Menschen dicht an dicht, spürt einer den Atem des anderen. Über 600.000 von ihnen sind arbeitslos, kaum ein Kind hat sein eigenes Bett, viele sterben früh an Unterernährung. Ständig wechselnde Regierungen finden kein Rezept gegen die Not. Einer sagt, er wisse den Weg in eine bessere Zukunft: Adolf Hitler. Die Mehrheit der Berliner Bevölkerung ist zwar gegen Hitler und seine NSDAP, die Mehrheit wählt Kommunisten und Sozialdemokraten, doch die Führungen der beiden Arbeiterparteien stehen einander feindlich gegenüber.*

In dieser Zeit lebt Hans Gebhardt, fünfzehn Jahre alt, begeisterter Turner, Hinterhofkind. Er war ein guter Schüler und wäre gern Werkzeugmacher geworden – nun muss er froh sein, in der AEG Brunnenstraße, einem riesigen Komplex aus Werkhallen und Fabriken, eine Stelle als Hilfslagerist gefunden zu haben. Am Montag, dem 1. August 1932, geht er zum ersten Mal zur Arbeit.

Die Ackerstraße hoch bis zur Hermsdorfer, rechts eingebogen, und schon sieht Hans die Maschinenfabrik vor sich liegen. Vom Humboldthain bis zur Voltastraße, von der Hussiten- bis zur Brunnenstraße reicht sie. Ein riesiges Quadrat aus Werkhallen, kleinen Fabriken und Verwaltungsgebäuden steht hier mitten zwischen den Mietshäusern, die noch mit den Fahnen vom Wahlsonntag beflaggt sind; meist rote, wie es sich für den Wedding gehört. Und jeden Morgen, jeden Mittag, jeden Abend, immer zu Schichtbeginn, sind die Straßen ringsherum schwarz von Menschen, die zur Arbeit wollen oder gerade von der Arbeit kommen. Viele von ihnen fahren mit der S- oder Straßenbahn, die meisten jedoch gehen zu Fuß in die Fabrik, wohnen in einem dieser Häuser, die hier so dicht an dicht stehen, als stütze eines das andere.

Die Fabrik war zuerst da, ohne die Fabrik gäbe es die Häuser nicht. Aber so ist es nicht nur hier, so ist es überall am Wedding, dem eisernen und steinernen Norden der Stadt – eisern wegen der vielen Fabriken, steinern wegen der endlosen Reihen von Mietskasernen mit ihren vier, fünf, manchmal sogar sechs Hinterhöfen.

Hans ist hier aufgewachsen, alles ist ihm vertraut; die vielen Menschen jedoch, die nun wie er den Werkstoren entgegeneilen, beeindruckten ihn. Bald werden die Straßen hier fast menschenleer sein, werden nur noch ein paar Kinder herumspringen, Frauen einkaufen gehen und der eine oder andere Rentner oder Arbeitslose vor seiner Haustür herumstehen; jetzt sind die Straßen so etwas wie steinerne Adern, in denen das Blut zum Herzen strömt, um es in Gang zu halten.

Ja, diese riesige Fabrikanlage ist das Herz des Nordens. Tag und Nacht pulsiert es, immer bleibt es im Takt und jeder kann es hören, dieses Hämmern, Klingen und Fauchen, das aus den Glas-, Stahl- und Betongebäuden bis in die angrenzenden Wohnungen dringt. Oft klingt es rhythmisch, manchmal aber scheint es, als brülle das Herz unter seiner Last gequält auf. Dann dröhnt der Lärm in den Ohren, kann man ihn kaum noch ertragen; dann fragt sich jeder, wie die Menschen in den Häusern rings um das Werk diesen ewigen Lärm nur aushalten können. Die aber nehmen ihn schon lange nicht mehr wahr. Der Lärm gehört zu ihrem Leben wie der Himmel über der Stadt, der auch immer da ist, manchmal freundlich und blau, manchmal düster drohend.

Vielen erscheint die immer währende Geräuschkulisse sogar beruhigend; sie sagen, ohne den Lärm aus dem Werk könnten sie gar nicht mehr einschlafen. Und es zeigt sich: Jetzt, da das Herz wegen der schlechten Wirtschaftslage weniger laut schlägt, schlafen die Menschen in den angrenzenden Häusern nicht mehr so gut. Oft stehen sie in ihrer Freizeit am offenen Fenster oder auf dem Balkon und lauschen: Ist es noch gesund? Schlägt es noch kräftig genug, um sie am Leben zu erhalten?

Hans lernt Kollegen wie den buckligen Emmes kennen, der schon seit fünfundvierzig Jahren im Rohmateriallager arbeitet, muss Kisten auspacken, Regale aus- und einräumen und andere Hilfsarbeiten erledigen. Als endlich Feierabend ist, ist er müde, die Arme hängen schwer. Er ist aber auch zufrieden mit sich. Hat er etwa nicht gezeigt, dass er arbeiten kann?

Doch der erste Arbeitstag ist noch nicht vorüber, im Waschraum kommt es zu einem Zusammenstoß mit zwei SA-Männern, dem langen, blonden Otto Schröder und dem gedrungenen, dunkelhaarigen Bernhard Klump.*

Geh doch mal hin zu ihm.« Der Blonde stößt den Dunkelhaarigen an, der schon fertig angezogen ist und so dicht neben ihm steht, als hätte er nur auf einen solchen Befehl gewartet. »Sag artig Guten Tag und bitte ihn, als Nächstes seine Ohren zu waschen. Ich möchte mit ihm reden.«

Der Dunkelhaarige zieht seinen Hosengurt straff, baut sich vor Hans auf, strahlt ihn übertrieben freundlich an und streckt ihm die Hand hin. »Bernhard Klump, SA-Sturm 100.«

Hans ergreift die Hand. »Hans Gebhardt.«

»Gebhardt?« Schröder legt sich seine Jacke über die Schulter, kommt heran und schiebt den Dunkelhaarigen ein Stück zur Seite. »Biste etwa einer von den roten Gebhardts?«

* Alle mit einem Sternchen versehenen Begriffe und Namen werden auf S. 123ff. erklärt.

Einen Moment lang ist Hans versucht, erst mal ausweichend zu fragen, welche Gebhardts er denn damit meint; dann lässt er das sein. Es wird ja schon seit langem gemunkelt, dass die SA Listen führt, in denen ein großer Teil der Kommunisten und Sozialdemokraten erfasst ist.

»Mein Vater heißt Rudi. Irgendwas dagegen?«

»Der einarmige Rudi, der rote Rudi?« Schröder blickt Hans nun nicht mehr von oben herab an, fast so etwas wie Respekt ist in seinem Blick zu erkennen. »Das ist doch der, den die KP* vor vier Jahren ausgeschlossen hat. Da hat er wohl damals sehr geweint, dein Papi, was?«

Der Vater hat nicht »geweint«, war sogar stolz darauf, zu jenen Genossen zu gehören, die die neue Linie nicht mitmachen wollten. »Wisst ihr, was mich an euch stört?«, soll er gerufen haben, bevor er den Saal verließ, in dem sie ihm und anderen die Parteimitgliedschaft aberkannten. »Mich stört, dass ihr zu sehr Moskau seid und zu wenig Berlin.« Und er sagte, spätestens jetzt wäre auch Rosa Luxemburg* aus der Partei ausgetreten, denn in einer Führung, die keinerlei Diskussion zulässt, sondern nur Anordnungen erteilt, hätte sie nicht mitgearbeitet.

»Aber dein Bruder, der Maschinenbauer, der ist doch noch drin in der Kommune?«

Das hat der Dunkelhaarige, dieser Klump, gefragt. Also wissen die beiden auch über Helle Bescheid. Hans nickt nur kurz, dann tritt er an sein Spind, um sich anzuziehen. Die beiden Männer kommen ihm nach, und dann stellt Schröder sich dicht vor ihn hin, nimmt ihm sein Hemd aus der Hand und riecht daran, als müsse am Hemd eines »Bolschewiken*«, irgendein besonderer Geruch festzustellen sein. »Und

du?«, fragt er ernst. »Wie steht's mit dir? Biste im Roten Jungsturm*?«

Hans reißt dem Mann das Hemd aus der Hand und streift es sich, ohne ein Wort zu sagen, über den Kopf. Dabei muss er die beiden für kurze Zeit aus den Augen lassen. Das fällt ihm schwer, er traut ihnen alles zu, aber dann hat er das Hemd übergezogen und stopft es sich in die Hose. »Was wollt ihr von mir? Hab ich euch irgendwas getan? Also lasst mich endlich in Ruhe.«

Schröder rückt noch ein Stückchen näher an ihn ran. »Ob du ein Roter bist, wollen wir wissen. Wir zum Beispiel sind Braune. Das sagen wir jedem, der es hören will. Warum sagst du uns nicht, was du für einer bist? Schämst dich wohl?«

Er schämt sich nicht, weiß nur nicht, was er sagen soll. Er ist nicht im Roten Jungsturm, ist nicht mal Mitglied im KJV*; aber wenn er das jetzt sagt, denken diese beiden SA-Heinis vielleicht, er lügt, weil er Angst vor ihnen hat. Und die übrigen Männer im Waschraum denken das Gleiche.

Klump beginnt leise zu singen: »Die Straße frei den braunen Bataillonen, die Straße frei dem Sturmabteilungsmann ...«

Er will ihn provozieren, will, dass er sich verrät. »Ja«, schreit Hans da los. »Ich bin ein Roter. Na und? Was ist schon dabei?«

»Nichts! Gar nichts!« Klump macht ein harmloses Gesicht, dann aber stürzt er vor und boxt Hans so plötzlich und mit voller Wucht in den Bauch, dass er nicht reagieren kann. Und als Hans zusammenknickt, schlägt Schröder zu. Direkt unters Kinn. Hans fliegt herum, schlägt mit der Stirn gegen die metallene Spindtür und rutscht zu Boden.

»Aufhören!« Einer der Arbeiter, ein älterer, kräftiger

Mann, tritt dazwischen. Zwei weitere stellen sich ebenfalls schützend vor Hans.

»Was habt ihr denn?« Klump spielt den Verwunderten. »Wir haben ihm doch gar nichts getan. Ist doch nur ausgerutscht, der Stift.«

Der Ältere schüttelt ärgerlich den Kopf. »Von mir aus könnt ihr euch ruhig kloppen, aber draußen, auf der Straße. Ob Nazis* oder Kommunisten, Radaubröder seid ihr doch allesamt.«

Damit tritt er wieder an sein Spind, schließt es ab und verlässt den Waschraum. Die beiden anderen Arbeiter gehen gleich mit. Hans steht langsam auf, wischt sich mit dem Taschentuch das Blut von der Stirn und schaut Klump und Schröder finster an.

»Tut's weh?«, fragt Klump bekümmert. »Verstehe ich nicht. In unserer Jugend hätten wir ganz andere Sachen mit dir gemacht. Da hätten wir dich bis zum Kopf im Sand eingebuddelt und rund um deine Rübe einen Kranz geschissen – damit du nicht verhungerst.«

Hans dreht sich weg. Schröder packt ihn am Arm, reißt ihn wieder zu sich herum – und lächelt ihm freundlich ins Gesicht.

»Wenn du nach Hause kommst, grüß deinen Vater von uns. Grüß auch deinen Bruder. Sag ihnen, sie haben keine Chance. Wir werden den Kommunismus ausrotten, und zwar mit Stumpf und Stiel.« Sein Gesicht verzerrt sich. »Mit Stumpf und Stiel, haste gehört?«

Hans macht sich los und will sein Spind abschließen. Da packt Klump ihn von hinten und hält ihn an den Armen fest. Hans läuft das Blut übers Gesicht, er hat keine Hand frei, es

abzuwischen. »Ob du verstanden hast, was der Truppführer gesagt hat? Antworte gefälligst!«

»Ja«, sagt Hans leise.

»Na, dann ist's ja gut.« Klump lässt ihn los und Hans kann endlich sein Spind abschließen. Er steckt den Schlüssel ein, nimmt seine Tasche und geht schnell zur Tür. Erst als er sie hinter sich geschlossen hat, atmet er auf. Doch das Gefühl der Erlösung ist nur von kurzer Dauer. Morgen muss er wieder hierher, morgen geschieht ihm vielleicht das Gleiche. Jeden Werktag wird er den beiden nun gegenüberstehen, und wer weiß, was für Spielchen die noch mit ihm spielen werden – von jetzt an muss er auf alles gefasst sein.

Hans hat sich nie viel um Politik gekümmert. Sein älterer Bruder Helmut – genannt Helle –, längst verheiratet, bald Vater eines Kindes und seit vielen Jahren arbeitslos, ist immer noch auf Achse für seine KPD und in der Küche von Hans' Eltern im vierten Hinterhof der Ackerstraße 37 spielen die politischen Ereignisse auch eine große Rolle. Hans interessiert sich mehr für Bücher und fürs Turnen. Nach diesem Vorfall jedoch ist er nachdenklich geworden. So geht er nicht gleich nach Hause, sondern legt sich im Humboldthain, dem großen Stadtpark gleich neben dem Werkgelände, erst mal nur ins warme Gras, um alles richtig zu verdauen. Irgendwann kommt ein Mädchen vorbei, das ihm sehr gefällt. Sie hat ihre dunklen Haare zu einem langen Zopf zusammengebunden, setzt sich auf eine Bank und liest in einem Buch. Plötzlich munter geworden, springt er auf und läuft nach Hause.

An der Ecke Stralsunder steht ein Bockwurstmaxe. Aus seinem heißen Kessel duftet es nach Wurstbrühe. Der Hunger beschleunigt Hans' Schritte. An zwei Bierkutschern vorbei, die schwere Fässer über die Straße rollen, will er zur gegenüberliegenden Straßenseite laufen. Eine Fahrradklingel lässt ihn zusammenschrecken: Strohhut-Emil persönlich, ein ehemaliger Sechstagerennen-Fahrer, inzwischen stadtbekanntes Original. In kurzen Hosen und Turnhemd sitzt er auf seinem Rad, trägt nur Sandalen an den Füßen und auf dem Kopf seinen Strohhut. Weil er ständig nur so aus Spaß durch die Gegend fährt, dabei oft Faxen macht und auch

schon mal im Kopfstand auf dem Sattel über eine belebte Kreuzung fährt, heißt es, Strohhut-Emil sei nicht mehr ganz richtig im Kopf. Hans glaubt das nicht, wie alle Jugendlichen mag er den Mann, der nun huldvoll winkend wie Hindenburg* persönlich an ihm vorüberradelt.

Die Bernauer ist eher eine langweilige Straße. Ein paar Kellerkneipen, zwei Gemüseläden, eine Litfaßsäule, mehr gibt es nicht zu sehen. Und auch die Ackerritze ist längst nicht so breit wie die Brunnenstraße, besitzt nicht so viele Geschäfte. Aber es ist *seine* Straße. Hier hat er seine ersten Schritte getan, kennt er jeden Pflasterstein, jedes Murmelloch und jedes zweite Gesicht, das ihm entgegenkommt.

Der Schreibwarenhändler Loewenberg sitzt vor seiner Ladentür. Hans grüßt höflich. Als er noch zur Schule ging, hat er beim Loewenberg alle seine Hefte, Federn und auch die Tinte gekauft. Der alte Mann lässt seine Zeitung sinken und grüßt freundlich zurück. »Na? Heute erster Arbeitstag?«

Hans nickt nur.

»Und wie war's?« Herr Loewenberg deutet auf Hans' Beule und grinst.

»'ne Kiste!«, schwindelt Hans. Der Loewenberg ist Jude, dem will er nichts von der SA erzählen. Obwohl Herr Loewenberg gar nichts gegen die Nazis hat. »Bei mir können alle kaufen«, sagt er oft. »Dafür, dass mich keiner betrügt, Sorge ich schon selber.«

Auch Frau Kalinke steht vor ihrer Ladentür. Sie hat die Schaufensterjalousie zur Hälfte heruntergelassen, damit die Sonne ihr nicht den Laden aufheizt; außerdem verblassen im Sonnenlicht die Aufschriften auf den Tüten und Päckchen zu schnell. Wieder grüßt Hans freundlich; Kalinkes lassen

anschreiben, bei einem Lebensmittelladen ist das besonders wichtig.

Im Hausflur ist es angenehm kühl. Das ist ein Vorteil dieser Häuser, in denen man im Winter gar nicht so schnell heizen kann, wie man friert; im Sommer wird es in ihnen nie sehr heiß – wenn man nicht gerade in den oberen Stockwerken wohnt oder direkt unterm Dach wie Martha und er.

Auf dem ersten Hof wird Fußball gespielt. Murkel ist dabei, Hans' kleiner Bruder, Schnuppe Schnipkoweit, Pinne Wegener, aber auch Paule Groß und der kleine Lutz. Alle sind sie barfuß und spielen den Ball nur mit Hacken, Seite oder Spann. Der mit Lumpen gefüllte Lederball ist schwer; wer nicht aufpasst, bricht sich den Zeh. Und natürlich springt das plumpe Ding nicht; drei Kopfbälle hintereinander und man sieht Sterne vor den Augen.

Hans stellt sich neben die wasserköpfige Lina, die im Kellereingang ihre selbst gebastelten Puppen vor sich aufgebaut hat und Publikum spielt, und schaut ebenfalls ein bisschen zu ...

Im vierten Hof steht ein Pferdewagen voller Möbel. Das ist nichts Besonderes, es zieht immer mal einer ein oder aus; das Besondere sind der Mann im grauen Anzug, die drei Polizisten, die ungeduldig um den Pferdewagen herumspazieren und immer wieder in den dritten Stock hochspähen, und Herr Glaubke, der Hausbesitzer. Wenn der Glaubke mit drei Schupos und einem Gerichtsvollzieher anrückt, um einen Auszug zu bewachen, kann es sich nur um eine Exmitierung handeln, eine Zwangsräumung. Vorsichtig tritt Hans an den Polizisten heran, der ihm am freundlichsten erscheint.
»Wer ist es denn?«

Der Blaue mustert ihn kurz, dann sagt er leise: »Haberschroth.«

Haberschroths?

Hans erschrickt. Ausgerechnet Haberschroths mit ihren fünf Kindern? Er schaut auf den Wagen, entdeckt den Tisch, an dem er auch schon gegessen hat, erkennt die Stühle wieder, die die Haberschroth-Kinder im Sommer so oft auf den Hof geschleppt haben, um sich mit Decken drüber ein Zelt zu bauen, sieht den alten Küchenschrank, die Schüsseln, Eimer, Besen, Kisten und Kartons, und ihm wird flau zumute. Es wird immer wieder mal eine Familie exmittiert; je mehr Arbeitslose es gibt, desto weniger können das Geld für die Miete aufbringen. Nur: Früher haben sich die Hausbewohner manchmal dagegen gewehrt, haben einfach niemanden in den Hof gelassen, auch keine Polizei; da haben sie einander noch geholfen. Jetzt passiert das immer seltener, jeden zweiten oder dritten Tag geht man nicht auf die Barrikaden, da sitzt man lieber in der Sonne und spielt Skat.

Doch wo sollen Haberschroths jetzt hin, wo werden sie heute Nacht schlafen? In einem Neubau zum Trockenwohnen? Das hält Frau Haberschroth nicht aus und das halten auch ihre Kinder nicht aus; da holen sie sich alle was weg. Bei Helle im Haus, in der Kösliner Nr. 10, ist mal eine Witwe mit zwei Kindern exmittiert worden, die sich danach mit samt ihren Möbeln im Hausflur einquartiert hat. Eine ganze Woche lang haben die drei da gehaust, mitten im Winter, bis die Polizei sie auch aus dem Hausflur vertrieben hat. Die Möbel wurden abgeholt, und die Frau ging, an jeder Hand ein Kind, einfach fort. Wohin, wusste niemand. Aber dass

die Frau und die Kinder sich im Hausflur böse erkältet hatten, war nicht zu überhören gewesen.

Die Tür zum rechten Seitenaufgang quietscht in den Angeln, Gisa Haberschroth kommt in den Hof, hinter ihr die Möbelträger mit einem Schrank und alle ihre Geschwister: Karlchen, Emil, Marlies, Sophiechen. Die Kinder sind viel zu dick angezogen für so einen warmen Tag und gucken verwirrt; sie verstehen nicht, was da mit ihnen geschieht. Nur Gisa weiß Bescheid, Gisa, die früher so oft mit Murkel gespielt hat, weiß, dass sie nun obdachlos sind. Sie hat schon viele Exmittierungen beobachtet und ist fast ein bisschen stolz darauf, dass nun sie im Mittelpunkt steht, obwohl sie große Angst hat.

»Na, nun seid mal nicht traurig.« Der Gerichtsvollzieher, ein dünner, eckiger Mann mit kurz gestutztem Schnurrbart, hat ein schlechtes Gewissen. »So 'ne Wohnung wie hier findet ihr doch überall.«

Der Mann meint es gut, will trösten, doch er lügt. Wer keine Miete zahlen kann, findet nirgendwo eine Wohnung. Und wer schon im vierten Hof rausfliegt, wie tief soll der denn noch sinken? Auch in fünften oder sechsten Höfen sind die Mieten nicht billiger und ein Arbeitsloser mit Frau und fünf Kindern braucht sein bisschen Stempelgeld zuallererst fürs Essen. Wer arbeitslos wird, heißt es, hat die Wahl, entweder im Warmen zu verhungern oder einigermmaßen satt zu erfrieren.